

Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1939)

Artikel: Eduard Mörike
Autor: Schmid, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971629>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eduard Mörike

Martin Schmid

Es sind genau hundert Jahre, seit von dem unscheinbaren Cleversulzbach Eduard Mörikes erste Gedichte ausgingen als stattlicher, bei Cotta verlegter Gedichtband, »dem heitern Himmel ew'ger Kunst entstieg«. Um dieser Gedichte willen kennen wir Cleversulzbach, liegt es im unvergänglichen Duft holder Verklärung, wird es leben, wenn Reiche, die heute im Kolossalstil gebaut werden, längst schon unter Trümmern unruhvoll träumen.

Es liegt im Neckarkreise des schwäbischen Unterlandes, mitten in weiten Wiesengebieten, welche niedrige Hügelzüge mit Laub- und Nadelwald säumen, und zählte, als der dreißigjährige Pfarrherr einzog, 600 Einwohner. Um das Kirchlein mit dem niedrigen Schieferturm, auf dem der berühmte Turmhahn thronte, scharte sich eine Handvoll Bauernhäuser, unter denen das Pfarrhaus, neben der Kirche, kaum stark hervorstach. Es lag so tief, daß man aus dem Flur des zweiten Stockwerkes gleich nach hinten in den Garten hinaus treten konnte, und machte mit seinen großen, aber gesundheitswidrigen Zimmern einen düsteren Eindruck. Heiter freilich lag des Pfarrherrn Studierstube im Obergeschoß unter dem vorderen Giebel, mit dem Blick auf die Waldhöhen des Verrenberges, die Blechkreuze des kleinen Kirchhofes und den liebevoll gepflegten Garten mit seinen schattigen Bäumen, mit Geißblatt und Jasmin. Der »alte Turmhahn«, aus Pietät auf den Ofen der Studierstube versetzt, schildert sie uns mit großer Wärme. Am Fenster blühen Geranien und Reseden; auf dem Pult von Nußbaumholz liegen Konkordanz, Oblatenschachtel und Amtsigill; breit steht der Armstuhl am Tisch mit seinem Tintenfaß, dem Federn- und Papiervorrat, und an der Wand prangen die frommen Schwabenväter: Andreä, Bengel, »Rieger zween«, Ötinger und »Hillers Harfenspiel«. Über alles

zieht sich »Bücher- und Gelahrtenduft« und auch ein »Rüchlein Rauchtabak«. »Hier wohnt der Frieden auf der Schwel'!« sagt der wohligh durchwärmte Turmhahn.

Wirklich? Wirklich genoß Mörike mit vollen Zügen die ländliche Idylle; er schlenderte durch die Wiesen, lag am Hügel, las unter den Buchen, grub und schnitt im Garten, bastelte und zimmerte, zähmte Tiere, predigte oder ließ Amtsbrüder predigen, um behaglich ihrem Wort, im Rasen bei der Kirche liegend, zu lauschen. War er doch, wie einer seiner Amtsbrüder sagte, ein faul's Luder, das häufig den Diözesanverein schwänzte. Wirklich öffnete sich der anfangs menschen scheue und verschlossene Pfarrherr seinen Pfarrkindern und fand den angeborenen feinen und gemüts warmen Humor wieder. Dazu ward er betreut von einer liebevollen Mutter, verwöhnt von seiner biedereren Schwester Klärchen, die dem Langschläfer Tee und Zwieback ans Bett brachte, und wenn die alte Holzgattertür, die hinter dem Hause aufs freie Feld hinaus führte, vom Wind in den Angeln gedreht wurde, was sang sie dem Dichter? Eine Arie aus Mozarts, des über alles Geschätzten, »Titus«! Auch gab es Erinnerungen. Hölderlin, Waiblinger! Weg mit den düsteren Schatten! Aber Hölty, der Frühlingssänger! Mörike schnitt den geliebten Namen in die schönste Buche seines Gartens ein. Andere Erinnerungen gingen um. Ein Amtsvorgänger, Pfarrer Frankh, war mit Schillers Schwester Luise verheiratet gewesen; im Pfarrhause von Cleversulzbach hatte Schillers Mutter ihre letzten Tage verbracht; auf dem kleinen Friedhof von Cleversulzbach lag sie begraben. Kein Stein zeigte die Stelle, kein Kreuz den Hügel; aber zwei alte Leutchen wußten Bescheid, und Mörike ließ Gras und Blumen pflanzen und ein Steinkreuz anbringen und meißelte eigenhändig die Aufschrift »Schillers Mutter«.

Das Sterbehaus ließ er im Steindruck erscheinen und verewigte den teuren Ort durch das tiefempfundene »Auf das Grab von Schillers Mutter«.

Und doch! »Hier wohnt der Frieden auf der Schwelle!« Wir haben doch ein Fragezeichen gesetzt. Wer wußte um die Melancholie, die ihn oft bedrückte, um all die Düsternisse und inneren Unsicherheiten, die ihn umwitterten, um die schmerzliche Leidenschaft des Gestaltensmüssens? Sein Innerstes ließ er nicht schauen, konnte er nicht schauen lassen; er zog den Vorhang vor. Wie sah sein bisheriges Leben aus, wenn er es in Dämmerstunden überträumte?

Am 8. September 1804 zu Ludwigsburg im Württembergischen als Sohn eines Arztes geboren, hatte er eine glückliche Jugend verlebt, vornehmlich unter dem Einfluß der Mutter, und war nach dem frühen Hinschiede des Vaters durch die äußeren Verhältnisse zum Studium der Theologie bestimmt worden. So hatte er denn die Klosterschule zu Urach besucht, d. h. eines der vier niedern theologischen Seminarien Württembergs, wo alles nach Schablone ging, wie sie schon den jungen Schiller bedrückt hatte. (Noch der Alternde gedenkt verärgert der Uniform aus grauem Tuch mit schwarzem Samtkragen, die Uracher Vorschrift gewesen.) Die Strafen für versäumtes Gebet und Gottesdienst, für »betrüglich gelieferte Versifikation« wurden leicht vergessen; aber die Vergänglichkeit einer jugendheißen Liebe zu Klärchen Neuffer hatte ihn tief verwundet. Dann war die Zeit im berühmten Tübinger Stift gefolgt, mit eigentlichen Lehrjahren, mit begeisterter Männerfreundschaft, aber auch mit verzehrender Leidenschaft zu einem fremden Schenk mädchen, einer Schweizerin, die in seinen Peregrina-Liedern umgeht. Der Quell der Poesie war aufgesprungen, unter Leiden. Dann die Wanderjahre des Pfarrvikars, der frühe Tod seiner geliebten Schwester Luise, journalistische Pläne und die noch unvernarbte Wunde: die Lösung von seiner Braut Luise Rau. Und all die Bittgänge um Anstellung, wobei er sich oft von Küchenmägden und Konsistorialräten von oben herab hatte behandeln lassen müssen; nein, das war zu viel gewesen für einen, der von Natur aus empfindsam wie eine Sonnenpflanze war! Zwar war der Roman »Maler Nolten« entstanden, vieles darin gebeichtet, vieles gestaltet und abgewälzt, und ein Bündel gereifter Gedichte lag gerüstet, aber »Friede auf der Schwelle?« Wie wäre das möglich! »Hör ich den Namen Cleversulzbach, so klingt mir's wie ein Mozartsches Klavierstück in As-Dur, so voll, so reich.« Aber das sagt nicht Mörike, das sagt sein Freund Hartlaub. Vielmehr gilt das Wort eines

anderen Dichters, dessen goldenen Humor wir so beglückt trinken, auch hier, das Wort Gottfried Kellers, traurig seien im Grunde — Keller sagt, glaube ich, mehr oder weniger traurig — alle Menschen, denen das Leben nicht bloß eine Brot- und Magenfrage sei. Die Cleversulzbacher Zeit ist nun freilich in Mörikes Leben die Idylle, die Idylle mit dem feinen Herbstduft leiser Elegie. Es ist kein Zufall, daß von hier seine Gedichte ausgehen.

»Ein schönes Werk von innen heraus zu bilden, es zu sättigen mit unsern eigensten Kräften, dazu bedarf's — weißt Du so gut wie ich — vor allem Ruhe und einer Existenz, die uns erlaubt, die Stimmung abzuwarten.« So schreibt Mörike von Cleversulzbach aus an einen Freund, und er freut sich dieser Ruhe und Existenz.

Ich unterlasse es, der Entstehungszeit einzelner Gedichte nachzugehen, die Erstauflagen gegen spätere Ausgaben abzuwägen, Einflüsse und Anregungen nachzuweisen, und ich verzichte auch weitgehend auf Erklärung einzelner Verse. Für mich ist Mörike, trotz Goethe, *der* Lyriker, wenn seine Welt auch kleiner, enger, verschwiegener ist als die Goethes. Enger? Auch die kleine Welt hat einen weiten Umfang, wenn sie nur recht innerlich geschaut ist: der blaue Himmel unverstellt, besonnte Felsen, Wolkenstühle, flüsternder Wind in Sommerwiesen, Waldnacht, Sternstille und der singende Fluß! Alles faßt er einmalig; alles schafft er mit begnadeter Schöpferlust; alles aber ist leise entrückt und durch einen Hauch des Andersseins von uns getrennt. Alles ist durch den Geist erkannt und durch das Leid in schwebende Schöne gestellt.

»Die Augen, wunderbar berauschet,
tun, als schliefen sie ein,
nur noch das Ohr dem Ton der Bienen lauschet.«

Sinnlichkeit und Geist haben in seiner Lyrik keine sichtbare Bruchstelle; sie sind verschmolzen und zu völliger Harmonie geworden, wie das wahrer Kunst eignet. Darum schreibt der Geistliche Mörike keine geistlichen Lieder. Auch sein kirchlich-geistiges Lied hat Farbe, Glut und »Welt«.

»In grüner Landschaft Sommerflor,
bei kühlem Wasser, Schilf und Rohr,
schau, wie das Knäblein Sündelos
frei spielt auf der Jungfrau Schoß!
Und dort im Walde wonnesam,
ach, grünet schon des Kreuzes Stamm!«

Das ist farbig, sommerschön wie ein Altarbild; einem solchen mag es ja auch die Entstehung verdanken! Oder wieviel winterliche Waldschönheit ist in das keusche Gedicht »Auf eine Christblume« gezaubert! Die weltlichen Lie-



Johann von Tschärner

Stilleben

DOPPELTONDRUCK VON BISCHOFBERGER & CO., CHUR

der aber haben alle jene leise Frömmigkeit, die wie zartes Helldunkel die Hallen überdämmt. Dabei ist nichts »mystisch«, bloß Stimmung, bloß Klang, bloß Impression! Mörike eignet das lieblich Frühlinghafte wie der namenlose Schmerz des gequälten Menschen. Das ergreifende »Wo find ich Trost?« klingt wie ein Schrei des Psalmisten aus:

»Frage: Hüter, ist die Nacht bald hin?
Und: Was rettet mich von Tod und Sünde?«

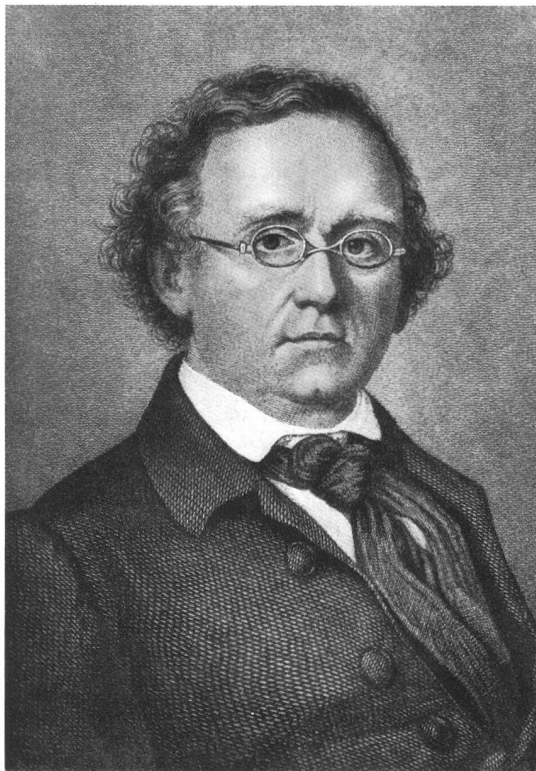
Ist er auch ein »naiver« Dichter, der sagt, was er sieht, er sieht auf den Grund und erfährt, daß Sehnmüssen Schmerz und Leiden bringt. Die ganze Müdigkeit banger Schlaflosigkeit klingt in den Worten: »Kein Schlaf noch kühlt das Auge mir . . .«, und zutiefst verwundet zieht er sich aus der Welt zurück:

»Laß, o Welt, o laß mich sein.«

Aber er läßt auch alle Morgenglocken tönen und den Tag herrlich aufgehen. Vor dem Lehrhaften und Philiströsen hat ihn, der ein gut Teil Philister in seiner Lebensführung war, der warme, grundgütige Humor bewahrt; vor dem Weichlichen und schwächlich Morbiden schützt ihn, den krankhaft Empfindsamen, die starke Innerlichkeit. Er beherrscht als klassisch Geschulter die antiken Versmaße und Versformen; er liebt und meistert, im schwäbischen Land verwurzelt, Lied, Ballade und übermütigen Volkston. Er streut Dialektformen ein, übernimmt unbekümmert alte Wendungen, aber immer mit dem sicheren Instinkt des Genies. Der ganze Heidenzauber der Volkssage steht ihm zu Gebote; aber auch die vollendete Klarheit und Ausgewogenheit geistiger Kultur handhabt er mit Meisterschaft. Er schreibt ein übermütiges »Mausfallensprüchlein«, Balladen voll Geister-spuk, läßt den alten »Turmhahn« lächelnd erzählen; aber er gestaltet auch ein so vollendetes Gedicht wie das »Um Mitternacht«, wo die Lebensgestalterin, die Nacht, die Urmutter, gelassen (»bedächtig« schreibt die Erstauflage) ans Land steigt und träumend an der Berge Wand lehnt. Sie schaut die goldene Waage der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn. Aber dann rauschen die Quellen hervor, den Tag vor die Sinne zaubernd, und sie behalten auch in der zweiten Strophe das Wort, im Schlafe noch singend, und tauchen Erinnerung in gedämpftes Licht.

»Vom Tage,
vom heute gewesenem Tage.«

Verblüffende Bildlichkeit ist Mörike überall eigen: am Horizont lüpfte sich der Vorhang; der Tag träumt, und seine Purpurlippe haucht süße Atemzüge; berauschte Nebel wälzen sich jäh in



Eduard Mörike (1804—1875)

das Tal; herbstkräftig fließt im warmen Golde die gedämpfte Welt; aus der Nacht »glänzt empor ein Hahnenschrei« oder:

»Hell schwamm auf Duft und Nebelhülle
des Mondes leiser Zaubertag.«

Nie greift er eine falsche Taste, wenn er die Beiwörter wählt. Da heißt es: geisterschwül, zauberbang, windebang, sterbensweh, luftgebor'ne, gottbeherzte, und die entzückendsten Wortzusammensetzungen gelingen ihm: Felsen-trümmersaat, Sternenlüfteschwall, Glockentonmeer. Und doch schwelgt er nie in Bildern; nie ist ein Vers überladen, nie etwas gesucht »poetisch«. Vielmehr kommt sein Vers in vollendeter Einfachheit und Natürlichkeit daher.

»Jenes war zum letzten Male,
daß ich mit dir ging, o Klärchen,
ja, das war das letztmal,
daß wir uns wie Kinder freuten.«

Oder man lese das wunderbar beschwingte »Im Frühling«, die morgenfrische »Fußreise«, das demütige »Gebet«, »Septembormorgen«, »In der Frühe«, »Bei Tagesanbruch«, das herrliche »An meine Mutter« mit dem ergreifend elegischen Klang und was immer man aufschlage. Freilich gibt nicht die Einfachheit an sich den Reiz, sondern die Musik seiner Verse. Das zau-

berhaft Zarte, mächtig Brausende, das unsagbar Säuselnde, geheimnisvoll Singende, Leises und Lautes, Flüsterndes und Tönendes und der Sphärenklang durch die weiten, blauen Räume, das alles ist bei ihm Wort geworden. Das Versmaß ist immer mit dem Inhalt eins geworden. Darum darf er mannigfache Rhythmen verschlingen, Strophen beliebig und unregelmäßig gliedern, Strophenteile scharf trennen, streng gebundene Metren auflockern und über die schulgerechte Poetik leise lachen. Er hat die ungeschriebenen Gesetze seiner Metrik, die jede leise Erschütterung einmalig wiedergibt. Vokalisches und konsonantisches unreine Reime stören ihn zwar nicht sehr, was möglicherweise mit dem Dialekt zusammenhängt. Und endlich: es gehört zu seiner großen Kunst, Musik und Bild zu verschmelzen.

»Hat der Dichter im Geist ein köstliches Liedchen empfangen, ruht und rastet er nicht, bis es vollendet ihn grüßt.« Es wäre verlockend, die Art von Mörikes Schaffen zu betrachten; aber das sind schließlich »technische« Fragen. Dagegen muß gesagt werden, daß seine Gedichte durch die Komponisten weitere Verbreitung und aufmerksamste Freunde gefunden haben; vor genau fünfzig Jahren (1888) hat Hugo Wolf in einem einzigen Frühling über vierzig Mörike-Gedichte vertont. Darüber mögen Musiker sprechen. Zur Zeit ihres Erscheinens schlugen Mörikes Gedichte keine großen Wellen; es regierten Parolen, Richtungen, Schulen, vor allem die jungdeutsche Schule; Mörike aber gehörte keiner an. Dafür sind diese Poesien frisch und unverwelkt geblieben; »herrlich wie am ersten Tag« leuchten und klingen sie auch heute mitten in einer brutalen und entgeisterten Welt. Sie sind auch heute, was sie bleiben, Köstlichkeiten eines begnadeten Dichters.

Wollte ich »vollständig« sein, dann müßte ich nun die zum Teil später entstandenen Prosaschriften charakterisieren, etwa die Märchen,

so das köstliche »Der Bauer und sein Sohn«, das Keller entzückte, die feine Novelle »Mozart auf der Reise nach Prag«; auch gälte es, die dramatischen Versuche zu nennen und Gelegenheitssachen aufzuzählen. Aber ich schreibe keinen Führer zu Mörike; ich feiere ein stilles Jubiläum zu Mörikes Gedichten. Auch die »Idylle vom Bodensee« sei übergangen.

Was in Mörikes Leben nach Cleversulzbach folgte, lag im Schatten: Jahre in Hall und Mergentheim, Sorgen, Kränklichkeit, völlige Muße, dann eine anspruchslose Professur (mit zwei Wochenstunden) an der höheren Töchterschule in Stuttgart, die Ehe mit der katholischen Margarete von Speeth, die unglücklich ausging, wahrlich, Mörike erlebte sein früh geprägtes Wort: »Das Unglück macht den Menschen einsam und hypochondrisch, er zieht den Zaun dann gern so knapp wie möglich um sein Häuschen.« Zwar blühte noch einmal eine Freundschaft auf und brachte dem Empfänglichen Freude und Heiterkeit, die Freundschaft zu Moritz von Schwind, dem beliebten Maler und Illustrator. Die in manchen Stücken ähnlichen Naturen ergänzten sich prächtig, und von Schwind wußte den Freund durch Illustrationen, Pläne und lustige Einfälle immer wieder zu beglücken. Dann aber wandte er sich immer mehr vom Leben ab. Ohne Sang und Klang, krank und bekümmert beging er am 8. September 1874 seinen 70. Geburtstag. »Wie Reisach zerbrochen, zerkracht lieg ich da — gekrümmt, zerschellt,« klagte er im Frühling darauf. Er ließ sich die »Gedichte« von seiner Schwester reichen und fragte in trübem Verdämmern: »Nicht wahr, es steht nichts Frivoles drin?« Wir kennen die Antwort nicht, die die Schwester dem Sterbenden gab. Wenn sie wahr sein wollte, mußte die Antwort lauten: »Nichts, nein, nichts Frivoles; es sind Gedichte von makelloser Schönheit, die leben werden, solange es deutsche Sprache und deutsche Innigkeit gibt.«

(Vergleiche: Harry Maync: Eduard Mörike.)

An meine Mutter

Siehe, von allen den Liedern, nicht eines gilt dir, o Mutter!

Dich zu preisen, o glaub's, bin ich zu arm und zu reich.

Ein noch ungesungenes Lied ruhst du mir im Busen,

Keinem vernehmbar sonst, mich nur zu trösten bestimmt,

Wenn sich das Herz unmutig der Welt abwendet und einsam

Seines himmlischen Teils bleibenden Frieden bedenkt.

Mörike.